

Thomas Raufeisen

Ich wurde in die DDR entführt.
Von meinem Vater. Er war Spion.

Das Buch

Das tragische Schicksal einer deutschen Familie im Spannungsfeld zweier feindlicher Systeme. Ein Stasi-Spion, der seine eigene Familie belügt, im Westen auffliegt und überstürzt mit Kindern und Frau in die DDR flieht. Die Kinder weigern sich nachhaltig, das falsche Spiel mitzuspielen, verweigern sich der Einbürgerung in die DDR bis der Vater seine Fehler einsieht und die Flucht der Familie über Ungarn in die Wege leitet. Die Familie fliegt auf und landet – jeder einzeln für sich – in Bautzen II. Der Albtraum endet für jeden anders, besonders tragisch für den Vater.

Der Vater bekam lebenslänglich, die Mutter sieben und Thomas drei Jahre. Thomas durfte nach Verbüßung der Haft die DDR verlassen. Im Westen wartete schon der BND auf ihn. Der Vater kam auf mysteriöse Weise im Gefängnis ums Leben. Die Mutter durfte nach zehn Jahren Haft als gebrochene Frau die DDR ebenfalls verlassen. Ein tragisches Familienschicksal der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Der Autor

Thomas Raufeisen, geb. 1962 in Hannover, Gymnasium in Seelze bei Hannover; Januar 1979 unfreiwillige Übersiedlung in die DDR nach Berlin/Ost, April bis Mai 1979 Besuch der Erweiterten Oberschule (EOS) „Immanuel Kant“ in Berlin/Ost, 1979-1981 Lehre beim VEB AutoTrans Berlin/Ost zum Kfz-Mechaniker, wurde aufgrund der Verhaftung durch Ministerium für Staatssicherheit abgebrochen, U-Haft in Berlin-Hohenschönhausen, Strafvollzug in der StVE Bautzen II. Nach seiner Rückkehr nach Hannover macht er das Abitur auf dem 2. Bildungsweg, studiert Vermessungswesen an der Universität Hannover. Heute arbeitet er als Besucherreferent in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, hält Vorträge und führt Zeitzeugengespräche in ganz Deutschland und auch im Ausland. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder.

Thomas Raufeisen

Ich wurde in die DDR entführt.
Von meinem Vater. Er war Spion.

Eine deutsche Tragödie



FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6937



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Überarbeitete Neuauflage

Titel der Originalausgabe: Thomas Raufeisen
Der Tag, an dem uns Vater erzählte, dass er ein DDR-Spion sei
Eine deutsche Tragödie
ISBN 3-451-30345-6

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau, 5. Auflage 2015
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2017
www.herder.de

Umschlaggestaltung: © Designbüro Gestaltungssaal
Umschlagmotiv: © DeShoff – shutterstock , © elbud - shutterstock
© Gena96 – shutterstock , © Lifestyle Graphic - shutterstock
Fotos im Innenteil: © Privatarchiv Thomas Raufeisen

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06937-6

Inhalt

Vorwort zur Neuauflage	7
Ein überstürzter Aufbruch	11
Rückblick I	14
Seitenwechsel	17
Hintergründe	26
Die ersten Wochen	34
Rückblick II	51
Schule und Ausbildung	55
Neue „Heimat“	65
Die Lehre	70
Rückblick III	78
Vater beginnt zu zweifeln	84
Wir wollen raus	89
Es geht los	97
Der legale Weg	103
Konfrontation und Hoffnung	112
Die Lage spitzt sich zu	122
Untersuchungshaft I	130
Das richtige Leben im falschen	149
Untersuchungshaft II	153
Mithäftlinge	160
Die Prozesse	168
Bautzen II	183
Zwischenzeit	207
Zurück im Leben	223
Was bleibt?	237

Vorwort zur Neuauflage

Seit dem Erscheinen der ersten Fassung meines Buches sind sieben Jahre vergangen. Nachdem es im Jahr 2010 herausgekommen ist, begann ich neben den Führungen in der Gedenkstätte auch Vortragsreisen, Lesungen bzw. Zeitzeugengespräche in Bildungseinrichtungen verschiedener Art durchzuführen. Inzwischen arbeite ich freiberuflich als Referent für politische Bildung. Die Vortragsreisen führen mich mittlerweile in alle Teile Deutschlands, aber auch ins Ausland, ich war z.B. in den Niederlanden, der Schweiz, in England und in den USA. Eingeladen wurde ich auch in verschiedene Talk-Sendungen wie „Nachtcafé“, „Menschen der Woche“ (beide SWR), „Unter uns“ (MDR) und in der Radio-Sendung „SWR1 Leute“. Darüber hinaus wurde meine Geschichte in diversen Dokumentationen erzählt.

Es gibt immer noch eine ganze Reihe Leute, die meinen, dass man die DDR nicht als „Unrechtsstaat“ bezeichnen dürfe. Ich halte diese Diskussion für völlig überflüssig. Ein Staat, der seinen Bürgern die Grundrechte verwehrt, sie einmauert, damit sie nicht wegläufen, ihnen nicht die Möglichkeit gibt, ihre Rechte mit Hilfe einer unabhängigen Gerichtsbarkeit durchzusetzen, kann wohl kaum als Rechtsstaat bezeichnet werden. Und wenn sich manche Fachleute an dem Begriff „Unrechtsstaat“ stoßen, ist das eine eher akademische Diskussion. Die DDR hatte sich in internationalen Vereinbarungen verpflichtet, die Menschenrechte einzuhalten, sie wollte schließlich ein anerkanntes Mitglied der Weltgemeinschaft sein.

Ich musste schon als Jugendlicher die Erfahrung machen, dass diese Vereinbarungen nichts wert waren, wenn es um den Machterhalt der SED ging. Die DDR-Machthaber missachte-

ten selbst ihre eigenen Gesetze, wenn es aus ihrer Sicht nötig erschien. Jeder Bürger war einer willkürlich agierenden Macht ausgeliefert ohne die Chance sich mit rechtlichen Mitteln dagegen zu wehren. Wohin sollte man sich auch wenden mit der Bitte um Hilfe? Die Rechtsanwälte waren in das System integriert, es gab in der DDR auch keine Verwaltungs- oder Verfassungsgerichtsbarkeit. Eine Gewaltenteilung gab es nicht. Das war wohl aus ihrer Sicht auch gar nicht nötig, da die führende Partei, die SED, sowieso „immer Recht hatte“. Der Führungsanspruch der SED war schon im Artikel 1 der Verfassung der DDR festgeschrieben. Das Instrument, diesen Führungsanspruch durchzusetzen, war das Ministerium für Staatssicherheit.

Den Gedanken, meine Erlebnisse aufzuschreiben, hatte ich eigentlich schon sehr früh, so ab Mitte der 80er Jahre. Kurze Texte entstanden in der Zeit schon, aber an ein Buch habe ich damals noch nicht gedacht. Ich hatte eher damit zu tun, mit dem Leben wieder klar zu kommen, was nicht einfach war. Hilfen gab es so gut wie keine, es hat im Westen gar keinen so richtig interessiert oder die Freunde waren gleich am Anfang meiner Erzählung so erschüttert, dass ich das Gefühl hatte, ich dürfte sie damit gar nicht belasten ...

Geholfen hat mir in den ersten Jahren, dass ich viele Dinge, die mir die DDR-Diktatur kaputt gemacht hatte, nachgeholt habe. Ich fühlte den Drang, der Stasi nicht noch mehr Siege zu gönnen. Deshalb habe ich das Abitur nachgeholt und danach studiert, „normales“ Leben angesammelt. Etwas intensiver mit dem Thema DDR beschäftigte ich mich dann ab der Zeit des Mauerfalls und der Wiedervereinigung. Da kamen Leute zu mir, fragten: „Du warst doch mal dort, wie war das denn damals?“ Ich konnte viel „loswerden“, ich merkte, das tat mir damals gut. In der Folgezeit konnte ich Gefängnisse besichtigen, die Stasi-Akte lesen. Bis so etwa Mitte der 90er Jahre

hatte ich das Thema für mich gewissermaßen abgearbeitet; ich habe einen guten Schlaf, kann jeden Fahrstuhl betreten, und wenn eine Tür zufällt, ist es nicht gleich eine Zellentür.

Ende der 90er Jahre bin ich aus beruflichen Gründen nach Berlin gezogen. Da die Jobsituation in meinem eigentlichen Beruf Anfang der Nullerjahre immer schwieriger wurde, habe ich im Jahr 2003 angefangen, zunächst einmal nebenbei Führungen in der Gedenkstätte Hohenschönhausen zu machen. Manchmal werde ich gefragt, wie ich es schaffe, regelmäßig an den Ort, wo mir so viel Unrecht angetan wurde, zu kommen und über meine Erlebnisse zu erzählen. Dann antworte ich immer, dass ich natürlich nicht mehr leide und es auch keine persönliche Aufarbeitung darstellt, wenn ich meine Geschichte erzähle. Schließlich ist die Gedenkstätte eine Bildungseinrichtung und kein Therapiezentrum. Heutzutage habe ich auch ein ganz anderes Gefühl dabei: Ich „habe den Schlüssel“, alle Türen des ehemaligen Gefängnisses sind offen, viele freundliche und interessierte Menschen sind da und ich weiß ganz genau, ich kann den Ort an dem Tag wieder verlassen und habe dann ganz andere wichtige Themen ...

Ich halte es für eine wichtige Aufgabe zu erzählen, wie so eine Diktatur funktioniert, wie es sich auf das Leben des Einzelnen auswirkt, was für Folgen es haben kann, wenn man sich nicht anpasst, wie brutal die Staatsmacht zuschlug bei tatsächlichen oder vermeintlichen Staatsfeinden. Dabei ist mir immer wichtig, darauf hinzuweisen, dass es leider keine alten Geschichten sind, die ich erzähle. Es gibt in der Welt sehr viele totalitäre Regime, man kann sogar den Eindruck haben, es werden wieder mehr. Diese Tatsache ist für mich ein wichtiger Antrieb, vor allem auch vielen jungen Leuten zu vermitteln, wie wertvoll die Freiheiten sind, die wir in unserem Land haben, die wir aber auch schützen und weiterentwickeln müssen. Gerade in den letzten Monaten kann man das Gefühl

bekommen, dass diese Freiheiten auch in demokratischen Staaten immer mehr in Gefahr geraten. Immer mehr Leute glauben keine Fakten mehr, sondern eher den offensichtlichen Lügen von Populisten. Diese Lügen werden dann gerne verharmlosend als „alternative Fakten“ bezeichnet. So etwas kann schneller in die Unfreiheit führen als man denkt. Auch die DDR-Staatsmacht hat in ihrer Propaganda mit offensichtlichen Lügen gearbeitet. Meine persönliche Geschichte kann ich gut nutzen, diese Zusammenhänge den Menschen näher zu bringen.

Thomas Raufeisen
April 2017

Ein überstürzter Aufbruch



Der 22. Januar 1979 begann als ganz normaler Tag; er war ein Montag. Er war kalt wie der ganze Winter 78/79. Ganze Dörfer in Norddeutschland waren von der Außenwelt abgeschnitten, Schneewälle begrenzten die Straßen. Immer wieder schneite es. Ich war in der Schule, 11. Klasse. Wir hatten nur fünf Stunden, danach fuhr ich mit dem Bus nach Hause, nach Hannover-Ahlem, vorbei an aufgetürmten, schmutzigen Schneebergen am Straßenrand.

Zu Hause würde meine Mutter mit dem Essen auf mich warten, mein Bruder Michael würde auch da sein, der gerade mit einer Grippe flach lag. Aber alles war anders: Kein Essen stand auf dem Tisch; dafür war mein Vater zu Hause und verbreitete Hektik. Er war um diese Zeit sonst immer auf seiner Arbeit. Was war los? War irgendetwas passiert? Michael erzählte mir, dass unser Vater gerade nach Hause gekommen sei. Keine Begründung. Als wir nun komplett waren, teilte mein Vater uns mit, er hätte im Büro einen Anruf erhalten, dass irgendetwas mit unserem Opa passiert sei. Unserem Großvater ginge es plötzlich sehr schlecht, wir müssten zu ihm fahren, vielleicht sähen wir ihn ja das letzte Mal.

Meine Großeltern lebten aber nicht gerade nebenan, sondern wohnten im Osten. Im Seebad Ahlbeck auf der Insel Use-

dom, ganz im Nordosten der DDR, nahe der polnischen Grenze. Meine Mutter war dort geboren und aufgewachsen. Opa war damals schon relativ alt und auch ein bisschen gebrechlich, so dass diese Nachricht nicht total überraschend kam. Wir hatten zwar damit gerechnet, aber doch gehofft, es würde nicht so schnell passieren. Nun war die Zeit wohl gekommen. Wir mussten also schnell los, was nicht so einfach war, denn ich ging ja zur Schule; die Einreise in die DDR war so kurzfristig eigentlich auch nicht möglich. Aber unser Vater wollte das irgendwie regeln. Und wie das so ist mit 16, kümmert man sich auch nicht weiter darum. Eine Woche schulfrei außer der Reihe war ja auch nicht übel. Einfach so in der Schule anrufen konnten wir nicht, denn wir hatten zu Hause kein Telefon. Alle meine Mitschüler hatten Telefon, nur wir nicht. Wie oft hatten wir unserem Vater deswegen schon in den Ohren gelegen! Seine Erklärung: „Es gibt doch Telefonzellen, für besonders dringende Fälle habe ich bei der Arbeit ein Telefon.“ Und was nützte uns das, wenn wir uns mit Freunden verabreden wollten?

Ich musste also noch mal in die Schule, die Beurlaubung beantragen. Mein Vater war nicht erfreut über die Verzögerung. Sonst war er doch immer so korrekt in solchen Dingen. Er schien nervös und wollte bald losfahren. Immerhin waren es über 500 Kilometer bis Ahlbeck, dazu noch die unberechenbare Grenzkontrolle und die holprigen DDR-Straßen.

Mein Bruder fuhr mich also noch einmal nach Seelze. Ich füllte im Sekretariat schnell ein Formular aus. Die Sekretärin, wünschte uns eine gute Fahrt und alles Gute für den Opa.

Zurück in der Wohnung empfing uns große Hektik. Unsere Eltern waren dabei, das Notwendigste zu packen für eine Reise, die voraussichtlich eine Woche dauern sollte. Die nächste Merkwürdigkeit: Mein Vater packte eine ganze Kiste Super 8-Urlaubsfilme von uns mit ein. Warum tat er das? Er

erklärte, er wolle unserem Opa noch einmal, kurz bevor er vielleicht stirbt, ein paar schöne Erinnerungen verschaffen, indem er ihm ein paar Filme vorführte. Eine seltsame Idee. Aber wer versteht schon seine Eltern, zumal, wenn er in der Pubertät ist?

Am Nachmittag war das Auto bepackt und los ging's! Mein Vater fuhr, meine Mutter saß neben ihm und verteilte geschmierte Brote – wie immer. Die schnellste Strecke in Richtung Usedom führt an Berlin vorbei. Also die A2. Hannover, Braunschweig, Helmstedt, Magdeburg ... Wir kannten die Strecke, waren wir sie doch schon so oft gefahren.

Rückblick I



Jeden Sommer hatten wir meine Großeltern in Ahlbeck besucht und dort unseren Sommerurlaub verbracht. Für meine Mutter war es die einzige Gelegenheit im Jahr, ihre Eltern zu sehen. Die ersten Jahre fuhren wir mit dem Zug. Für uns Jungs war es wie eine Weltreise: Von Hannover aus ging es nach Hamburg, dort umsteigen nach Stralsund. Stundenlang fuhr der Zug. Von Stralsund

waren es noch mal ca. 150 km bis nach Ahlbeck kurz vor der polnischen Grenze. Eine Fahrt in stinkenden, überfüllten Zügen, in denen man mit den nackten, verschwitzten Beinen an den Kunstledersitzen kleben blieb. Nicht nur die Züge, alles wirkte grau, einfach farbloser als ich es gewohnt war. Bei meinen Großeltern war es aber immer sehr schön, sie besaßen ein Haus, meine Oma vermietete Ferienzimmer, mein Opa seine 30 Strandkörbe. Alles in allem sehr idyllisch. Die Weltreise war aber auch eine Zeitreise. Die Autos sahen alle altmodisch aus. Die prächtigen Villen in Ahlbeck waren verfallen und alle grau. Bei uns zu Hause hatten die Häuser Farben. Ansonsten war es immer ein sehr schöner Strandurlaub, den wir meist mit meinen Cousins aus Erfurt und Gera verbrachten. Die DDR, das

war für uns eben das nahe und doch ferne Land, in dem unsere Verwandten lebten. Trotzdem blieb es uns fremd. Wenn es mit der Bahn wieder nach Hause ging, merkte ich schon als kleines Kind, dass nach den Grenzkontrollen, die immer sehr lange dauerten, ein großes stummes Aufatmen durch die Abteile ging. Draußen erschien alles wieder heller, freundlicher, moderner, vertrauter.

Je älter ich wurde, desto bewusster erlebte ich die Merkwürdigkeiten der deutschen Teilung. Warum konnten wir unsere Onkel, Tanten und Cousins besuchen, sie uns aber nicht? Meine Großeltern besuchten uns jedes Jahr in Hannover, seit sie Rentner waren. Inzwischen, seit Anfang der 70er, war es uns auch erlaubt, mit dem eigenen Auto in die DDR zu fahren. Mit dem Auto fuhren wir nun nicht nur nach Ahlbeck, sondern immer auch für ein paar Tage zu meinen Onkel und Tanten in Erfurt und Gera. Ähnlich wie viele Westdeutsche, die in den Osten fuhren, waren wir die „reichen“ West-Verwandten, die viele Wünsche erfüllen sollten und es auch taten. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich ziemlich sauer war, als meine Cousins von meinen Eltern teure „Levi's“ Jeans bekamen, ich selber aber mit den Billig-Jeans von „C&A“ herumlaufen musste. Das Markenbewusstsein war im Osten erstaunlicherweise ausgeprägter als bei uns. Mein Onkel in Gera war begeisterter Modellbauer und bekam von uns in der DDR schwer zu beschaffende elektronische Bauteile. Mein Vater ging für ihn sogar das Risiko ein, stapelweise Fachzeitschriften über die Grenze zu schmuggeln. Unsere Onkel, Tanten und Cousins verbrachten ihren Urlaub auch meist in Ahlbeck.

Auch wenn wir jedes Jahr einen Monat in der DDR verbrachten, waren die Erfahrungen über das dortige Leben eher eingeschränkt. Als West-Tourist hatte man einen ganz anderen Stand als ein DDR-Bürger. Bei Versorgungsproblemen

konnte man einfach in den Intershop gehen. Zum Beispiel gab es absurderweise im Sommer an der Ostsee in der Kaufhalle oft keine alkoholfreien Getränke. Dann haben wir eben – auch zur Freude meiner Cousins – Fanta und Coca Cola besorgt. Sie waren dann aber doch enttäuscht: Die Coke war ihnen zu süß!

Am wichtigsten aber war immer die Gewissheit, nach einer bestimmten Zeit und wann immer man wollte, diesen Staat wieder verlassen zu können. Die Rückfahrt führte uns immer zu einem Zwischenstopp an der Raststätte „Magdeburger Börde“, um das restliche DDR-Geld auszugeben. Es war streng verboten, Geld in Richtung Westen mitzunehmen. Mein Vater deckte sich im Transit-Intershop mit mehreren Stangen zollfreien Zigaretten ein. Zur Grenze waren es dann noch etwa 30 Kilometer. Hinter der Grenze gaben dann alle Autofahrer Gas, als wenn sie möglichst schnell einen großen Abstand zwischen sich und der DDR herstellen wollten.



Seitenwechsel

22. Januar 1979. Nach höchstens anderthalb Stunden erreichten wir die Grenze an der gespenstischen Grenzübergangsstelle Helmstedt/ Marienborn. Die Kontrolle verlief diesmal zügig, bei diesem kalten Wetter und Schneetreiben war die Autobahn ohnehin recht leer. Wir reisten dann erst mal im Transit in die DDR ein, da wir ja spontan losgefahren waren und kein Einreisevisum besaßen. Mein Vater sagte: „Wir fahren erst mal nach Westberlin und von da aus können wir dann die Einreiseformalitäten erledigen und am nächsten Tag von dort einreisen.“ So erreichten wir ohne Komplikationen das DDR-Gebiet. Jetzt im Winter war hier alles noch grauer, düsterer und dunkler als auf unseren Sommertouren.

Die Fahrt ging also weiter Richtung Berlin; für eine kleine Pause fuhren wir an die Raststätte „Magdeburger Börde“. Mein Vater ging zu einer Telefonzelle, um zu telefonieren. Mit wem auch immer. Danach teilte er uns erfreut mit: „Wir müssen gar nicht mehr nach Westberlin rein. Wir werden bei Berlin eine Unterkunft bekommen, die Einreisepapiere werden über Nacht noch fertig gemacht. Morgen früh können wir gleich weiterfahren nach Ahlbeck!“ So einfach? Uns sollte es recht sein.

Weiter ging es auf der Autobahn. Inzwischen war es schon dunkel geworden. Gegen Abend erreichten wir den Berliner Ring. An der Raststätte „Berlin-Michendorf“ fuhren wir wieder von der Autobahn ab. Offensichtlich hatte mein Vater sich dort verabredet, denn er ging dort zu einem Auto und unterhielt sich mit den Insassen. Wir sollten im Auto sitzen bleiben und warten. Klar, war in der DDR einiges anders, aber das kam Michael und mir schon komisch vor. Alles war sehr verdächtig, aber was für einen konkreten Verdacht sollten wir

denn schöpfen? Unser Vater war Ingenieur bei der Preussag, war ein bisschen schrullig, schaute gern die „Aktuelle Kamera“, war aber letztlich doch ein ganz normaler Westdeutscher. Wahrscheinlich hatte er mit ein paar West-Mark erreicht, dass unsere Reise problemlos weitergehen konnte. Mir war es auch egal. Mit 16 glaubt man noch an das unbegrenzte Organisationstalent seines Vaters.



Als er nun von dem anderen Auto zurückkam, sagte er: „Wir müssen hinter dem Auto dort hinterherfahren, die Leute führen uns in ein Quartier zur Übernachtung!“ Meine Mutter ahnte wohl irgendetwas und fing an, mit meinem Vater leise zu flüstern. Wir folgten dem LADA, der uns zur Unterkunft führen sollte. Von der Autobahn ging es sehr schnell herunter. Es kam mir vor, als würden wir stundenlang über einsame, schlechte Landstraßen fahren, noch dazu in einem halsbrecherischen Tempo. Wir erreichten ein Dorf und hielten an einem Einfamilienhaus, mitten in der Einöde. Dort wurden wir von einem älteren Ehepaar empfangen, „Schwarzer“ hießen die